

Die Kohlennoth.

Humoreske von A. Trinius.

Man sagt gar manchmal im Eger, um eine gewisse nationale Eigenheit humoristisch zu kennzeichnen: wenn drei Deutsche beisammen sitzen, gründen sie einen Verein. Dies mag übertrieben sein, für das Lebensfröhliche Bergblütchen Verden...

Die Zimmerstunde eines lauen Sommerabends war es. Unter den Kastanien des Schloßplatzes schritt in sichtlich erregter Stimmung eine schlante Mädchengestalt auf und nieder. Auf einmal brach ein Leuchten aus ihrem Antlitz. Mit zwei Riefen gläubigen kam es daher, eine Lichterschlange hinter sich herziehend. Nun hält der Bahngang unweit des Schloßplatzes. Nicht lange darauf taucht unweit des Mädchens eine blondbärtige Männergestalt auf.

„Griech! Du?“ „Entlich zur Stelle, Fräulein Agathe Lindenlaub!“ Er neigte sich schmerzhaft und festerlich vor ihr. Dann aber umfaßte er ihren Leib, drückte seinen Mund auf den ihrigen und hob sie jauchzend und mit blühenden Augen empor. „Agathe! Und wenn du's wissen willst: ich habe die Stelle bekommen...“

„Griech! Wie du nur bist!“ „So ist mich doch! Glück bin ich! Ueberglücklich bin ich! Und du sollst es auch sein! Du weißt, daß ich dich lieb habe. Du werdest haben... immer... immer... du lieber, lieber, herziger Schatz. Was hast du sonst noch einzuwenden?“

„Hochverehrte Versammlung! Mit hoher Befriedigung erfüllt es mich, daß Sie meinem Rufe so zahlreich gefolgt sind. In Ihrem dankbaren Namen möchte ich Ihnen dafür danken. Denn nur in geschlossenem Vorgehen dürfen wir bestimmt auf die Erreichung unserer Ziele hoffen, auf eine glückliche Lösung der Frage, welche thatsächlich zu einer brennenden Herausforderung ist. Wie ein drohendes Gepeit hat sich die Kohlennoth in unser sonst so friedliches Dasein hineingeschlichen, den Armen mit Hürden erfüllend vor einer sorgenschweren Zukunft, den mehr Bemittelten aber auch zur Auflehnung gegen eine schreiende Ungerechtigkeitszwang.“ (Bravo! Bravo! Sehr wahr! Sehr richtig!)

„Man hat ausgesprochen, daß die verschiedenen Streiks der Bergleute allein schuld an dieser Kohlennoth seien. Wer die Lohnverhältnisse jener Menschenklasse kennt, wer sich vor Augen hält, daß es doch auch Menschen sind, welche ein Anrecht auf ein wenig Glück, auf Sonnenschein erheben dürfen, welche, damit wir im Winter warm sitzen, auf das Tageslicht verzichtet müssen, tief in der Erde, dem Wasser, der Hitze, täglichen Gefahren ausgesetzt, in menschenunwürdiger Lage zu arbeiten gezwungen sind — der wird rüchlos ihren bescheidenen Mehranprüchen zustimmen müssen.“

„Mein, meine Herren, nicht die armen schwarzen Maulwürfe sind daran schuld, sondern jene Großhändler, welche in geschlossenem Bunde Nutzen aus dieser begreiflichen Erhebung ziehen wollen, denen jeder Pfennig Mehraufschlag eine Mark bringen muß. Hier gilt es einzusetzen. Lassen Sie diese Leute ruhig Preise festsetzen, wir brauchen sie künftighin nicht mehr zu zahlen. Scheitert der Staat nicht ein gegen diese Profitorgien, so müssen wir dem Staat auf den Leib rücken! Mit Umkehrung unserer Händel, die ja auch nur abhängig von dem mächtigen Ringe der Großhändler sind, müssen wir direkt mit dem Staate, also den Bergarbeitern in Verbindung treten. (Bravo!) Das kann aber nicht der einzelne, das kann nur ein geschlossenes Ganze, eine Genossenschaft, ein Verein! Und deshalb berief ich Sie heute Abend hierher! Einigkeit macht stark! Ihn wir uns zusammen. Gründen wir für Verden, die Kohlen-Einkaufs-Verein!“

Donnernde Beifallsrufe mischten sich mit Hochs. Erste Mühsamkeit beherrschte die Versammlung. Dann hob Erich Märker noch einmal an: „Meine Herren! Ich glaube auch ohne Abbitmung annehmen zu können, daß wir uns alle eins und einzig wissen. Die Bildung unseres Vereins wäre also gesichert. Lassen Sie uns also zur Wahl des Vorstandes schreiten. Die Geschäfte nach außen hin als Schriftführer zu übernehmen, bin ich gern bereit, sofern mich Ihre Vertrauen dessen für würdig hält. Zum Vorstehenden aber möchte ich Ihnen unseren allerbereitwilligen Herrn Senator Lindenlaub vorschlagen. (Donnerndes Bravo!) Hoffen wir, daß er uns diese Ehre erweisen wird. (Erneuter freudiger Zuruf!)“

Der Senator erhob sich. Sein Antlitz strahlte. „Ich nehme mit Dank die Wahl an und verpflanze Ihnen, meine besten Kräfte dem bedeutsamen und segensreichen Unternehmen zu widmen. Nochmals herzlichen Dank.“

So hatte dem Verdenhal wieder einen Verein mehr an der Zahl. Lange nach Mitternacht begab man sich erst aus der Versammlung. Erich Märker war der Held des Tages geworden. Beide Blättchen Verdenhals feierten ihn in ihrer nächsten Nummer als den festlichen Volksbegleiter, der „mentwegt, voll und ganz“ dem hohen Ziele entgegenstrebe. Der Jubel um die Mitgliedschaft des Vereins war einfach beispiellos. „Dab' ich's nicht gelagt!“ meinte der Senator Lindenlaub, „der hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Der gefügt mir! Tüchtig, strebsam und voll Ideen!“

Bereits vier Wochen nach der Begründung feierte der „Kohlen-Einkaufs-Verein“ zu Verdenhal sein erstes gemeinsames Fest. Erich Märker hatte die Veranstaltung in die Hand genommen. Bei dem Festessen brachte der Scherenschnitt einen jubelnd aufgenommenen Trinkspruch auf den Vereinsvorsitzenden aus, welchen der Senator sehr warm beantwortete. Es überraschte ihn nicht, daß seine Tochter und Erich die Festpolonaise eröffneten, es überraschte ihn gleichfalls nicht, daß im Laufe des nächsten Tages der neugebaute Direktor bei ihm um die Hand Kaatzens anhielt und er nicht mehr „Rein!“ sagen durfte. „Sie sind und bleiben ein Schwerehöher!“ konnte Senator Lindenlaub nur erwidern.

Dasselbe sagte er auch, als einige Wochen später sein Schwiegersohn mit einer Reihe Briefe zu ihm kam, Schreiben der verschiedenen Bergämter, welche alle erklärten, daß sie durch Abmachungen mit älteren Kunden gebunden wären und daher bedauerlich nicht liefern zu können. „Das ist ja nett!“ grollte der Senator. „Da können wir ja unseren Verein wieder auflösen!“

„Aber die Idee, Schwiegervater, die Idee war doch großartig!“ „Ja ja! Und überumpelt hast du mich auch!“ — Die Verdenhaler sind unmutig zu ihren beiden Kohlenhändlern zurückgekehrt. Da aber Firma Göring keine Pfennige den Centner billiger liefert, so hat Firma Knauer wieder für immer ihre Fehde und Feindschaft geschlossen.

„Eine heitere Geschichte.“ Herr Dr. W., Oberlehrer in einer größeren Provinzialstadt, muß nach Berlin reisen. Der Winter hebt recht streng an und Frau Doktor, die fürsorgliche Gattin, hat noch kurz vor der Reise den Pelz vom Kürschner holen lassen. Einmal kommt Herr Doktor aus dem Gymnasium, zieht den bereitgehaltenen Pelz an und eilt zur Behn. Wie freut er sich, mal wieder allein in Berlin zu sein, wo ihn niemand kennt; alte Erinnerungen aufzufrischen, Kneipen zu besuchen, in denen er seit seiner Studententzeit nicht mehr war! Ach ja, wie schön, so unterzutauchen im Menschenstrom! „Guten Tag, Herr Dr. W.“ begrüßt ihn ein hilfsbereiter Paddträger aus dem Schlesischen Bahnhof! Merkwürdig, denkt unser Doktor; nun, der wird wohl aus Fr. sein, da kennt er mich vielleicht noch. Froh gestimmt fährt er nach seinem Logis, gibt nur den Koffer ab und schlendert die Linden entlang. „n guten Tag auch, Herr Dr. W.“ sagt auf einmal ein Junge neben ihm, aber ehe der überaus froh Herr ihn erwischen kann, ist er heid! fort! Sinnend geht Herr Dr. W. weiter und denkt: Die Welt ist doch recht klein — aber sollte ich schon so bekannt sein? Da geht ein allerliebster Baadfish bei ihm vorbei, er erlaubt sich einen liebevollen Blick und dreht sich nach dem kleinen Käfer um, da sieht er gerade noch, wie sie sich sichernd und prüfend ihre Freundin auf den Herrn im Pelz aufmerksam macht. Ihn hört aber alles auf, denkt etwas geärgert unser Doktor, was habe ich denn an mir Komisches? Er beschleunigt seine Schritte, um ein Cafe zu erreichen. Kurz, ehe er in dieses eintritt, sagt die Blumendeläuerin an der Ecke: „Nun sehen Sie mal, Herr Dr. W., sind Sie auch mal wieder in Berlin?“ Wütend flüchtet er zum Kanzler und zieht, da ihm vom Kennen und vor Aergern ganz heiß geworden ist, den Pelz aus; aber o Schred! Was sieht er da drangen, auf einem Zettel, der auf dem Rücken gesteckt hatte: „Dr. W., schon etwas mottig!“

„Unterschied.“ Dame (der es sehr schwer fällt, die Pferde ihres Wagens zu zügeln): „Es ist doch merkwürdig, mein Gatte ist so leicht zu zügeln und meine Pferde so schwer!“

„In der Theatergarderobe.“ „Hast Du gehört, der S. heiratet die Ida.“ „Der Komiker? Wahrscheinlich, weil er von den Direktoren so wenig beschäftigt wird.“ „Wie meinst Du das?“ „Er hat sich halt darnach gesehnt, eine größere tomsche Rolle zu spielen!“

„Im Zeichen des leuchtenden Himmels.“ Erster Lustschiffer: „Holla, wohin in dieser rasenden Geschwindigkeit?“ Zweiter: „Habe mir am Bewußtsein verbrannt und will nach dem Nordpol, Eisurtschläge machen.“

Der Einschreibebrief.

Von Louis de Gramont.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt,“ wiederholte Herr Richard, „daß ich gute Gründe hatte, so zu handeln, wie ich es gethan habe. Ich will Ihnen die Geschichte kurz erzählen.“

Herr Emil Richard, der so sprach, war ein reicher Großkaufmann von ungefähr fünfzig Jahren. Ich hatte seine Bekanntschaft vor einigen Jahren gemacht, als ich mit ihm als Geschworener zu fungieren hatte. Man hatte ihn damals als Vorstehenden gewählt, und er hatte sich dieser Aufgabe mit vielem Geschick entledigt. Ich hatte vor der Sitzung gelauscht, daß er als Kaufmann seinen Einfluß dahin geltend machen würde, die Diebstähle, die wir zu beurtheilen hatten, so hart als möglich zu bestrafen, sah mich aber angenehm enttäuscht, als ich bemerkte, daß Mr. Richard jedesmal die Verbrechen so mild als möglich zu bestrafen hat. Und da er mit großer Bereitwilligkeit sprach, gelang es ihm auch in mehreren Fällen, die Freisprechung der Angeklagten zu erzielen. Weil ich dieselben Ansichten wie er hatte, fühlten wir uns bald zu einander hingezogen; in Folge dessen fehlten wir auch unseren Verkehr fort, als die Gerichtssession zu Ende war. Ich besuchte ihn von Zeit zu Zeit, und unsere Freundschaft nahm bald einen intimen Charakter an.

Am jenem Sonntag war ich mit Mr. Richard nach seinem Landgut in der Nähe von Paris gefahren. Einige Tage vorher hatte er die Entdeckung gemacht, daß ihn einer seiner Angestellten bestohlen hatte. Er hatte nicht allein keine Klage gegen den Ungetreuen angestrengt, sondern er hatte sich damit begnügt, ihm einen Verweis zu ertheilen, und hatte der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Angeklagte von jetzt an ehrlich sein würde.

Kadame Richard hatte mir beim Dinner den Vorfall erzählt. Sie billigte den Entschluß ihres Gatten in dieser Angelegenheit nicht, denn sie vertrat den Standpunkt, daß er jetzt wahrscheinlich auch von anderen Angestellten bestohlen würde.

„Ach was,“ sagte Richard, „der junge Mann ist sehr brauchbar und ich bin überzeugt, daß ich von jetzt ab nicht mehr über ihn zu klagen haben werde.“

Wir sprachen gleich darauf von anderen Dingen, und die Angelegenheit schien vergessen. Nach dem Kaffeegang ich mit dem Hausherrn in den Garten, um dort eine Sigare zu rauchen. Jetzt, da wir beide allein waren, brachte ich noch einmal die Sprache auf die Unterschlagungsgeschichte.

„Ich begreife sehr gut,“ sagte ich, „daß Sie den Dieb nicht verhaften lassen, aber es ist mir ein Räthsel, warum Sie ihn nach dem Vorgefallenen in Ihren Diensten behalten?“

„Was hätte ich thun sollen? Hätte ich ihn hinauswerfen und zu neuen Schlechtigkeiten treiben sollen? Uebrigens habe ich meine Gründe dazu...“

Er schüttelte seinen Kopf in die Hand und schien in einen tiefen Traum zu verfallen. Ich hörte ihn nicht und unterbrach auch nicht das Schweigen, als er endlich weiterging.

„Bin ich nicht als ehrlicher Mensch bekannt und schämen Sie mich nicht als solchen?“

„Aber selbstverständlich,“ entgegnete ich, „über diesen Punkt giebt es doch nur eine Meinung.“

„Na also.“ Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er mich unterm Arm und zog mich zu einer Bank, auf der wir uns niederließen. Kurze Zeit schienen er in die Erinnerung versunken, dann begann er:

„Ich will Ihnen kurz die Geschichte erzählen. Sie spielt in meiner frühesten Jugend. Nach dem Tode meiner Eltern und deren Tod hatte mich mein Onkel als Lehrling in ein Pariser Handelshaus gebracht. Er hatte mir ein Zimmer mit Pension gemiethet, das er monatlich bezahlte, und handelte mir, da er in der Provinz wohnte, außerdem noch alle drei Monate 50 Francs für meine sonstigen Bedürfnisse.“

Eines Samstags verzeigte mein Chef und beauftragte mich, in seiner Abwesenheit eine Rechnung von 40 Francs zu begleichen. Ich erwartete mein Geld am darauffolgenden Montag, und war gerade an diesem Tage in sehr trauriger Stimmung, denn ich war jung und in ein Mädchen Namens Elise verliebt. Meine Angebetete war Schneiderin und wohnte in demselben Hause wie ich. Nachdem sie meine Annäherungsversuche lange Zeit unerwidert gelassen, hatte sie endlich ein Remdesvous bewilligt und mir versprochen, an jenem Tage mit einem Ausflug aufs Land zu machen. Und ich hatte kein Geld, keinen Centime! Ich wußte, daß Elise für immer für mich verloren wäre, wenn ich nicht zum Remdesvous käme, und befand mich in wahrer Verzweiflung.

Ich erlebte meine Geschichte, und als ich das Geld für die Rechnung in den Händen hatte, kam mir plötzlich der Gedanke, es für meinen Ausflug zu behalten und dem Kassirer zu sagen, daß ich in dem Geschäfte Niemanden angetroffen hätte. Bis Montag mußte ich das Geld von meinem Onkel holen, dann wollte ich die Rechnung begleichen, und kein Mensch würde etwas von der Sache erfahren.

In der Freude über den Gedanken vergaß ich die Gefahr, die damit verbunden war, und entschloß mich, den Plan auszuführen. Der Kassirer glaubte mir, und ich verbrachte den Sonntag mit Elise. Aber am Abend, als ich heimgekehrt war und sah, daß ich nur noch einige Francs hatte, bemächtigte sich meiner eine große Angst. Wenn mir nun mein Onkel das Geld nicht pünktlich schickte? Wenn er mich einmal vergessen sollte? Das war zwar bis jetzt noch niemals vorgekommen, aber wer konnte wissen, ob der Fall nicht diesmal eintreten würde? Ich wußte, daß mich mein Chef sofort verhaften lassen würde und daß mein Onkel unerbittlich gegen mich sein würde. Diese Gedanken gingen mir die ganze Nacht durch den Kopf, und ich vermochte kein Auge zu schließen.

Am Montag Morgens kam kein Brief. Ich glaubte betrübt zu werden. Den ganzen Morgen wartete ich auf den Briefträger. Aber umsonst. Ich glaubte der Kassirer würde die Rechnung vergessen, sah mich aber auch darin getäuscht, denn als ich ausging, einige Besorgungen zu machen, erinnerte er mich daran. Ich irrte den ganzen Nachmittag in Paris herum, und wußte nicht, was ich thun sollte. Ich entschloß mich, erst nach dem Weggang des Kassirers ins Geschäft zurückzukehren.

Auch die folgende Nacht konnte ich nicht schlafen. Jehmal wollte ich mich zum Fenster hinausstürzen, aber immer hielt mich die Furcht, daß ich nicht gleich sterben würde, wieder davon ab. Endlich kam der Morgen. Früher als sonst eilte ich ins Geschäft. Als der Kassirer ankam, fragte er mich sogleich nach der Rechnung. Ich sagte, es sei wieder Niemand dazugewesen. Da wollte er das Geld zurückgeben. Instinktiv antwortete ich, ich hätte es in meiner Wohnung. „Da holen Sie es,“ befahl er. Ich ging zur Thür, fest entschlossen, mich in die Seine zu stürzen, als er sich zu mir umwandte und sagte:

„Sie waren gestern kaum fort, da war der Briefträger mit einem Einschreibebrief für Sie da.“

Bei diesen Worten wäre ich ihm vor Freude bald um den Hals gefallen. Ich stürzte auf die Straße, und traf zwei Häuser entfernt den Briefträger. Er handigte mir den Brief aus, und ich — war gerettet.

Ein Hund als Vogelfreund.

Der „Täglichen Rundschau“ in Berlin erzählt eine Mitarbeiterin: Nicht Vogelfreund sondern Vogel „narr“ ist der achtjährige Jagdhund Lord, den ich jüngst in einem Hause der Quignonstraße kennen lernte. Tief und böse bellte er bei meinem — der Unbekannten — Eintritt. Sogleich rief seine Herrin: „Still, Lord! Die Dame sagt ja, sie sei gekommen, um deine Mäher zu sehen! Vogel,“ so wandte sie sich erklärend zu mir, der Ausdruck Vogel ist ihm weniger geläufig. „Zeige,“ so sprach sie weiter zu Lord, „zeige deine Mäher!“ Da sprang Lord weidlich gegen die eine Zimmerwand und richtete den Blick starr auf die an ihr hängenden Vogeltäfelchen. „Gut,“ sagte seine Herrin, „gut, aber du hast doch noch mehr Mäher, wo ist August?“ Gleich lehnte sich Lord nach der gegenüberliegenden Wand und sah die Kanarienvogel August scharf ins Auge. „Und wo ist Pinnemann?“ Lord preßte seine Nase gegen die Gitterstäbe eines Fenstersbauers. „Nächst du deinen Mähern gern Rühben geben?“ lautete die nächste Frage. Lord weidlich fürmisch: „Ja wohl, viele Rühben! Nun ward erst „August“ und darauf „Pinnemann“ aus dem Käfig geholt und Lord vor die Schnauze gehalten; seine breite Zunge leckte die besiederten Anirpse regulär ab. Da nun der inzwischen frei gelassene August, stat in den Kerkler zurückzukehren, es vorzog, auf dessen Dach und Zinnen herumzuturnen, brach Lord in laute Rumpelrufe aus. Er ruhte nicht, bis das Thierchen brinnen auf seiner Stange saß, und erst als die Thür hinter seinem Liebling niedergefallen war, legte sich Lord beruhigt nieder. Sobald eins der Vögeln — so erzählt die Besucherin — gestorben ist und entfernt wird, jammert der Hund laut und sucht im ganzen Hause nach dem Vogel. Wenn seine sonderbare Leidenschaft fast an Wahnsinn grenzt, so hat letzterer wenigstens „Methode“. Lord ist nicht zu bewegen, in anderen Häuslichkeiten die Kanarienvogel zu küssen!

„Wie war die Jungfrau von Orleans gekleidet.“ Diese Frage, die nicht nur unsere Damen, sondern vor allem die Bibliotheken interessiert, wird durch eine Mittheilung der Annales de la societe archeologique de Bruxelles beantwortet, die wie in der Antiquitäten-Rundschau wiedergegeben finden. Jeanne d'Arc erhielt nach ihrem Einzug in Orleans am 29. April 1429 durch den Schatzmeister des Herzogs von Orleans, bei dem sie einquartiert war, ein ganzes Kostüm aus farmoisintem Brüsseler Tuch. In den Rechnungen der Stadt heißt es darüber: Der Schatzmeister des Herzogs von Orleans bot der Jungfrau im Namen seines Herrn ein Kleid und einen kurzen Leberwurf an; das Kleid war in Brüsseler Roth, der Leberwurf verlorngrün, die Befäße in weißer Seide und in einem mit Sandelholz getriebenen Stoff. Außerdem machte ihr die Stadt u. a. eine halbe Elle von zwei Worten zum Geschenk für das Wappenzeichen ihres Kleides. Karmoisin und Grün waren die Farben des Herzogs, so daß also das Kleid der Jungfrau zu der fürstlichen Uniform gehörte, welche die Offiziere und Miliz trugen. Das verlorene Grün bezeichnet eine besondere Farbe, die man als Trauer trug; der Herzog von Orleans war ja in englischer Gefangenschaft. Die Rechnung für Stoff und Macherlohn belief sich auf 13 Gold-Soubos, nämlich auf 8 Soubos für zwei Brüsseler Ellen, auf je 2 für das Futter und eine grüne Elle, und auf 1 Soubos Macherlohn für den Schneider Jehan Bourgeois. Kulturegeschichtlich am wichtigsten ist an der Mittheilung die Verhütung, deren sich schon damals, vor bald 500 Jahren, die Brüsseler Stoffe erfreuten.

„Geldverbesserung bei Taubstummen.“ Vor der Pariser Akademie der Medizin wurde eine Mittheilung von Dr. Marage verlesen, die von den Ergebnissen einiger Versuche in der Entwicklung und Messung der Hörfähigkeit von Taubstummen handelte. Es wurden 24 vollkommen taubstumme Kinder ausgewählt und für die Versuche durch Auslösung in zwei Gruppen getheilt. Die eine Gruppe wurde nicht behandelt und diente zum Vergleichen der etwaigen Erfolge auf der anderen Seite. Die übrigen wurden täglich mit einem Vibrations-Apparat behandelt, der von Dr. Marage schon früher gegen die Schwerhörigkeit durch Mittelohrkatarrh angewandt worden war. Nach sechs Wochen konnten alle so behandelten Kinder die Töne musikalischer Instrumente hören, die sie zuvor noch nie hatten vernehmen können. Drei von ihnen konnten Worte, die dicht am Ohr gesprochen wurden, verstehen, und zwei sogar eine Unterhaltung auf einen Abstand von einem Meter führen.

„Das Unmögliche.“ Jean: „Maud sagt, sie wolle jung sein, solange es möglich ist.“ Ethelle: „Da hat sie sich ja selbst übertrieben. Während der letzten fünf Jahre wollte sie noch immer jung sein, wo es doch kaum mehr möglich war.“

„Der Gegenbeweis.“ Ethel: „Denke Dir nur, da lehrt ein Professor der „neuen Richtung“, daß eine Frau schöner werden könne, wenn sie behändig denkt, sie sei hübsch.“ Irene: „Ach, geh mir weg! Wir haben so viele Beweise vom Gegenheil!“

„Vorstadia.“ Dramatiker: „Von heute ab schreibe ich mir mehr Einotter, die werden eher zu Erde gespielt.“